

## Witterung für ein Scheitern

Erinnerungen an eine Majakowski-Edition in der DDR

Fritz Mierau

Vorbemerkung: Vortrag, gehalten am 17. Mai 2011 auf Einladung von Prof. Dr. Siegfried Lokatis und Ingrid Sonntag am Institut für Buchwissenschaft an der Universität Leipzig. – Der Text setzt Recherchen und Diskussionen fort, die am 9. November 2009 mit dem von Portal Ideengeschichte veranstalteten Symposium „Die Mauer als Öffnung. Geistespolitik und Wissenstransfer im Kalten Krieg“ am DHM Berlin ihren Anfang nahmen. Die Dokumentation dieser Veranstaltung, an der neben Fritz Mierau Karl Corino, Wolfgang Storch, Andreas Hüneke, Gerd Giesler, Horst Bredekamp, Bernd Böhmel, Ulrich Raulff, Ulrich Johannes Schneider, Hanns Zischler und Vincent von Wroblewsky teilnahmen, wird derzeit für den Druck vorbereitet.

*„Wir leben nicht nur in einem Staat,  
sondern in einem Staatensystem, und die  
Existenz der Sowjetrepublik neben den  
imperialistischen Staaten ist auf die  
Dauer undenkbar. Am Ende wird entweder  
das eine oder das andere siegen.“*

W. I. Lenin, 1919

I

Dass die „Schwitzbad“-Ausgabe bei Reclam 1976 in einem Apparat Schwierigkeiten bekommen könnte, wie ihn Majakowski 50 Jahre zuvor attackiert hatte, ist zunächst nicht zu vermuten gewesen. Ging es im Schauspiel von 1930 um eine Zeitreise in die Zukunft, deren technische Realisierung der Zensurapparat im Stück nicht genehmigte (und dann selber nicht überstand), so in der Editionspraxis von 1976 um eine Zeitreise in die Vergangenheit, die der Zensurapparat außerhalb des Stücks nicht mitmachen wollte (und endlich auch nicht überstand). Damit teilte die Edition das Schicksal der Moskauer (1930) und dann der Berliner (1959) Inszenierung des „Schwitzbads“, die beide nach wenigen Vorstellungen abgesetzt wurden und an die

1976 anlässlich von Rainer Kirschs neuer Übersetzung mit Dokumenten erinnert werden sollte.

Als der russische Regisseur Nikolai Petrow, der Anfang 1959 Majakowskis „Schwitzbad“ an der Berliner Volksbühne in großem Stil inszeniert hatte, vom Verbot der Aufführung erfuhr, schrieb er dem Intendanten des Theaters, Fritz Wisten: *„Unsere Arbeit war zwar ein Fiasko, aber was soll man tun, wenn Ereignisse solche Dimensionen annehmen, dass die Normen für das Verstehen von Kunst in die Brüche gehen. Majakowskis Kunst ist explosiv und Berlin bot da keine günstige Atmosphäre für dieses ‚Drama mit Zirkus‘.“* Resignation von respektabler Souveränität!

Die „Ereignisse“, von denen hier Petrow sibyllinisch spricht, haben dem „Schwitzbad“ von Beginn an zu schaffen gemacht. Beim Namen genannt wurden sie nicht. Es ging um das Funktionieren des sowjetischen Gesellschafts- und Staatsmodells – bei Majakowski vertreten durch den Apparat des Chefs der Hauptverwaltung für Koordinierung und Kompromisswirtschaft, kurz Haukooko, den Genossen Triumphanschikow und seine Koordinatoren.

Da nun stieß die Präsentation – des Stücks 1930 und 1959 wie der Reclam-Ausgabe von 1976 – bei den jeweiligen „Koordinatoren“ außerhalb des Stücks auf einen unausgesprochenen, unaussprechbaren, sorgsam verborgenen, wenn nötig gewaltsam unterdrückten Argwohn, einen Verdacht oder – kreatürlicher – eine Witterung: Nüstern gebläht, Ohren gespitzt, kein Wort gewagt, jedes wäre Blasphemie. Gewittert wird ein Scheitern. Was man nicht zu denken wagte und dessen Wirklichkeit man sich doch nicht entziehen konnte, war das Scheitern der Hoffnung, das von Majakowski verhöhnnte Modell werde noch zu korrigieren sein.

## II

In dem Maße, wie die rhetorische Gebärde des Staatssozialismus an triumphalistischer Verve gewann, gewann auch die Witterung für sein Scheitern an Subtilität und Schärfe. Umgekehrt ließ allein die vermutete Andeutung eines möglichen Fiaskos die Gebärde aggressiver, ja mörderisch werden.

1930 bei Meyerholds Moskauer Aufführung hatte die Nähe zum Duktus von Trotzki's Stalin-Kritik zur Absetzung geführt. Es sei ein „*Apparat der Repressalien*“ und seine „*Thermidor-Bürokratie*“, mit deren Hilfe der Aufbau des Sozialismus in einem Lande erzwungen, d.h. im Grunde vereitelt werde, so Trotzki.

1959 stoppten die Deutschlandpläne des XXI. Parteitages der KPdSU und die durch sie ausgelöste Berlin-Krise die Aufführung: es waren die Vorboten des Mauerbaus als der Garantie für den Aufbau des Sozialismus, diesmal in einem halben Land.

Und als Reclam 1976 zu Rainer Kirschs Übersetzung die beiden Inszenierungen von 1930 und 1959 – zusammen mit zwei weiteren Adaptionen des Stücks, nämlich Jutkewitschs Animationsfilm und der Magdeburger Aufführung nach der neuen Übersetzung – zu dokumentieren plante, kam die eurokommunistische Emanzipation mit ihren deutschen Folgen dazwischen – Wolf Biermanns Auftritt in Köln, Rudolf Bahros „Alternative“ im „Spiegel“ und Volker Brauns „Guevara“ in Berlin. 1930, 1959, 1976 – Krisen des kommunistischen Apparats. Gesagt wurde das natürlich so nicht. Vorwände kleiner Gefahren mussten her, um die große Gefahr, die der Apparat witterte, nicht wahrnehmbar werden zu lassen.

1930 musste der Vorwand erhalten, es fehle dem Stück an „*psychologisch motivierten Charakteren*“, an „*lebendigen Menschen*“, wie die Formel lautete; der Autor müsse sich bemühen, das Abweichen Einzelner von der Generallinie zu zeigen. Bisher sei das Stück nichts anderes als eine Agitationsschmonzette im Stile von Majakowskis politischen Plakaten aus der Bürgerkriegszeit, den ROSTA-Fenstern.

1959 hingegen irritierte die zu starke Individualisierung, die Verzeichnung bis zur Kenntlichkeit. Friedrich Luft, der Theaterkritiker der West-Berliner „Welt“, hatte den Ost-Berliner Oberbürgermeister Friedrich Ebert in dem „Bonzen und Parteihengst“ des Stücks erkennen wollen: „*Absetzgrund nach 3 Vorstellungen*“ notierte Franz Kutschera, der Haukooko der Berliner Aufführung, auf seiner Kopie der Luft-Kritik.

Das Stück geriet in die Debatte um die Spielplanpolitik der Berliner Theater, in der besonders das Deutsche Theater und ihr Chefdramaturg Heinar Kipphardt wegen mangelnder sozialistischer Tendenz kritisiert wurden. Zu empfehlen sei etwa Gustav von Wangenheim's „Studentenkomödie“. Ein harmloses Milieustück, das vor dem Hintergrund des geteilten Berlin Verfehlung und Wandlung eines jungen Mannes zeigt. Auf seiner Beratung der Intendanten und Dramaturgen von Berlin am 23. Februar 1959 konterte Kipphardt mit dem Satz, der *„Zusammenfall der Absetzung des ‚Schwitzbad‘ mit der Empfehlung der ‚Studentenkomödie‘ hat etwas Makabres“*.



Vorbildwirkung: Friedrich Ebert (links auf einem Foto der NBI, Nr.3/1959/S.3) und Franz Kutschera in der Rolle des Bürokraten Triumphanschikow (rechts, mit Herbert Grünbaum als Optimistenko auf einem Foto zu einem Artikel von Nikolai Petrow über „Majakowski in Berlin“ in der Moskauer Theaterzeitschrift „Tetralnaja Shisn“, 20/1962) in der Aufführung von Wladimir Majakowskis „Das Schwitzbad“ an der Volksbühne Berlin 1959.

Dem Apparat erschien die „Schwitzbad“-Aufführung so bedenklich, dass der Leiter der Kulturkommission beim Politbüro des ZK der SED, Alfred Kurella, in einer besonderen Lektion an der Bildungsstätte für Funktionäre, dem Institut für Gesellschaftswissenschaften, am 10. April 1959 ausdrücklich darauf einging. Hauptfigur des Stücks sei bekanntlich ein „Funktionär“, der im Grunde ein „Emporkömmling“ ist. Der Versuch, die Kritik an dieser Figur *„direkt auf unsere Verhältnisse zu übertragen“*, gehöre zu dem Widerstand *„gegen unsere Kulturpolitik“*. „Schwitzbad“ sei höchstens historisch von Interesse und müsse mit Blick auf *„die Sowjetunion 1922/23/24“* inszeniert werden.

1976 schließlich ging es um meine historische Situierung des Stücks im Nachwort der Reclam-Ausgabe. In Jürgen Tellers Aufzeichnung des Gesprächs beim Ministerium für Kultur lautete das Fazit der Zensoren: Herausgeber „*müsse die politische Situation mit äußerster Exaktheit behandeln, wobei er sich auch an die wissenschaftlich erarbeiteten Normen, an die Sprachregelung halten müsse.*“

Die Ursache für diese Diskrepanz zwischen wirklichem Grund und Vorwand für die Absetzung bzw. Ablehnung lag in der sprachlichen Explosivität des „Schwitzbades“.

1930 war Wsewolod Meyerhold hell begeistert gewesen von der epigrammatischen Kürze und Bündigkeit des Stücks. Mehrfach erinnerte er an Molière. Und in der Tat waren Triumphanschikow und seine Koordinatoren keine biedereren Amtsschimmel von St. Bürokratius' Gnaden oder politische Kannegießer wie bei Holberg. Auch war das Ganze keine bloße Anspielung auf die sowjetische Kulturprominenz, etwa Lunatscharski oder Gorki, wie eine Prager Exilzeitschrift vermutete, die „Schwitzbad“ 1931 in voller Länge nachdruckte.

### III

Was man sah, waren nicht einzelne Bürokraten, es waren Repräsentanten eines bürokratischen Apparats – Apparatschiks würden sie später heißen – verriesenhafte, wie Majakowski sagt, unterm Vergrößerungsglas. Hyperbolische Figuren vom Format des Frömmers Tartuffe, des Hochstaplers Chlestakow, des Doppelkönigs Ubu Roi oder des Parvenu-Snobs Maske – nach Molière lassen Gogol, Jarry und Sternheim grüßen. Ernst Stadler hat den Typus in einem Sternheim-Kommentar beschrieben: „*Eine wahre Besessenheit des Wortes zwingt sie, sich zu enthüllen. Ein höhnischer Dämon regiert ihre Zunge und entreißt ihnen ihre Geheimnisse.*“

Ganz in diesem Sinne war 1976 mein Nachwort angelegt. Die entscheidende Passage hieß: „*Das ‚Schwitzbad‘ war nicht nur ein Bürokratismus-Drama, sondern es war das Sprach-Drama des Bürokratismus ... Die Sprache und ihr Instrumentenmeister, der Dichter, der ihre Manipulierungskünste böse diagnostizierte und Reinigung verschreibt, sind Gegenstände des Stücks. Bürokratismus kommt als ein Sprachzuschnitt auf Bühne ... Das eigentlich Zirkensische ist der Sprachzirkus,*

die Begriffsakrobatik, die Seiltänzerargumentation...“ Zum Motto hatte ich eine Stelle aus Heiner Müllers „Zement“-Bearbeitung genommen, aus „Hydra“, worin vom zu „tötenden Monstrum“ die Rede war.



HIER WIRD GEARBEITET

Als Gast der Berliner Volksbühne inszenierte Prof. Nikolai Petrow (vom Moskauer Puschkin-Theater) Majakowski „Schwitzbad“. Unser Fotograf Willy Soeger „Jubiläum“ mit seiner Kamera Regisseur und Schauspieler – unten denen unsere Leser sicher Franz Kutschera, Hannelore Schüler und Hansjochim Hanisch und (auf dem Bild ganz links unten) den Bühnenbildner Roman Weyl erkennen werden – bei der Probe. Für unsere Berliner Künstler, an gesichts der unkonventionellen Form dieses „Stücks mit Zirkus und Feuerwerk“, eine ebenso interessante wie schön Arbeit, bei der sie dem mit komödiantischem Temperament vorspielenden sowjetischen Gast mit Freude folgten



12 13



Bildersprache: Doppelseite aus „Theater der Zeit“ 1959/ XIV.Jg/ Nr.2, S.12-13 mit Fotografien von den Probenarbeiten zur Aufführung von Wladimir Majakowskis „Das Schwitzbad“ an der Volksbühne Berlin 1959. - Eine Besprechung der Inszenierung in der zuständigen Theaterzeitschrift der DDR unterblieb.

Mein Text passierte die Zensur nicht. An ihm wurde zwei Jahre lang soviel herumgörgelt, dass ich schließlich trotz sehr hilfreicher Unterstützung durch Cheflektor Jürgen Teller und Kollegen meiner damaligen Arbeitsstelle, dem Zentralinstitut für Literaturgeschichte, besonders Gudrun Klatt und Werner Mittenzwei – souverän resignierend, würde ich heute sagen, aufgab und an Hans Marquardt, den Verlagsleiter, am 15.Mai 1978 schrieb: „Ich denke, wir beenden das Gerangel um das Nachwort. Es bleibt lediglich das 6.Kapitel als editorische Notiz hinten oder auch vorne und damit basta. Da sind wir um alles herum und ich kann meinen ursprünglichen Text bei nächster Gelegenheit drucken.“

So kam es, dass am Ende nicht eine Ausgabe, sondern drei Ausgaben der Sammlung erschienen – 1. Auflage bei Reclam 1978. Vermittelt von Ingrid Krüger druckte der Luchterhand-Verlag Darmstadt und Neuwied 1980 beide Majakowski-Stücke – „Wanze“ und „Schwitzbad“ – in den Übersetzungen von Rainer Kirsch mit dem ursprünglichen Nachwort. Und bei Reclam Leipzig erschien 1982 in 2. Auflage das 1978 amputierte Konvolut, nun mit einem anderen Nachwort, nämlich „Majakowskis Ausstellung und Tod“, das ich ursprünglich zu dem Katalog der West-Berliner Majakowski-Ausstellung „Zwanzig Jahre Arbeit“ beigesteuert hatte und das durch Nachdruck in dem Ost-Berliner Akademie-Band „Künstlerische Avantgarde“ 1979 von der Zensur abgeseignet war.

Zum Erscheinen der Luchterhand-Ausgabe schrieb mir Teller, der inzwischen an die Nationalen Forschungs- und Gedenkstätten Weimar gegangen war: *„Lieber Fritz, man freut sich, der alten Liebe wieder zu begegnen, wenn sie schön u. gut geblieben ist. Ein bisschen schlanker freilich ist der große Aufsatz bei Luchterhand geworden, aber die meiste Substanz ist wohl geblieben – und Hauptsache: die Sache lebt durch Öffentlichkeit. Habe Dank also, lieber Freund und Mitstreiter! Im Dezember spätestens sehen wir uns in Weimar zum gleichen Thema“* (zu meinem Vortrag über Anna Achmatowas Majakowski-Gedicht). Vielleicht gehörte dieser unfreiwillige Drilling zur Vorhut oder wenigstens zum Vorschein der neuen Arbeitsteilung im deutschen Verlagswesen, bei der – im Idealfall – nur die Konkurrenz der Kompetenzen herrscht.

Fritz Mierau ist Slawist, Literaturwissenschaftler, Übersetzer und Essayist. Herausgeber mehrfach aufgelegter Sammelbände zur russischen Moderne, Forschungen zum Leben und Werk von Franz Jung, einer der Herausgeber der Franz-Jung-Gesamtausgabe (zusammen mit Sieglinde Mierau). Seine Biographie „Mein russisches Jahrhundert“ erschien 2002 im Nautilus-Verlag Hamburg.